Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 3 (1927-1928)
Heft: 7

Artikel: Seht wir Wilden : Erlebnisse als Postenchef im Kongofreistaat
Autor: Studer, Emanuel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065518

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Seht wir Wilden

Erlebnisse als Postenchef im Kongofreistaat. *Von Emanuel Studer*

Und hast du es dir wohl überlegt? Jetzt ist noch Zeit! Du weisst ja, dass von denen, die nach dem Kongo gehen, 101 Prozent sterben.» So sprach zu mir ein lieber Kollege an den Ufern eines unserer Schweizerseen.

«Ja, ich bin fest entschlossen,» antwortete ich in bestimmtem Tone. War dieser Ton so aufrichtig bestimmt, wie er scheinen sollte? War es nicht vielmehr, dass er doch eine innere Unbestimmtheit und Unsicherheit verbergen sollte?

Mit Gott, meinen Mitmenschen und mir selbst unzufrieden, war es mir ziemlich gleichgültig, wie und wohin. Ueberall fühlte ich mich heimatlos und überall konnte ich vielleicht eine Heimat finden.

«Ist dies das Schiff, das nach dem Kongo fährt?» So frug ich an einem schönen, für mich, ach, doch so düstern Sonntagmorgen einen Oberländer Schiffskapitän.

«Es fährt nicht ganz so weit,» sagte er. «Ja nun, alle Wege führen nach Rom.»

Und es führte mich auch wirklich dieser Weg zunächst nach Brüssel, nachdem ich auf freier Bergeshöhe bei Einsiedeln auf mindestens drei Jahre vom letzten Schnee Abschied genommen hatte. Damals konnte ich ja nicht einmal wissen, ob es nicht vielleicht der letzte gewesen sei, den ich zu Gesichte bekommen sollte.

In Brüssel, wo sich die Bureaux des Kongo-Freistaates befanden, war das Formelle bald erledigt, die Anstellungsbedingungen kamen mir ja als Nebensache vor, und so nahm ich trotz der da-

mals wohlgemeinten Ratschläge unseres Konsuls alles ohne weiteres an.

Antwerpen. — Es war eine zusammengewürfelte Gesellschaft, in die ich hineinkam. Aus allen Himmelsrichtungen Europas und aus allen Ständen. Gute und Schlechte.

Da spielt endlich die Militärkapelle die belgische Nationalhymne, die Brabançonne, und der Dampfer wird von einem kleinen Schlepper in die Schelde hinausgezogen. Ein anderer kleiner Dampfer, ein Vergnügungsschiff, sollte uns noch einige Meilen weit begleiten. Er war angefüllt mit Leuten, teils Teilnahmsvollen, teils Teilnahmslosen, teils nur Neugierigen, ja sogar solchen, die froh waren, einen ihnen unbequemen Mitmenschen los zu sein.

« Le cercueil part », sagten die Antwerpener. Der Sarg geht ab.

Und nun hinaus ins Ungewisse. Lebewohl Kultur, lebewohl du schönes Europa !

Der Kaffeestall

Santa-Cruz de Teneriffa ! Die Maschine steht still und die seekranken Wesen werden wieder zu Menschen, bekommen wieder Lebensmut und Appetit. Da hat man plötzlich nochmals Gelegenheit, neue Bekanntschaften zu machen, und zwar mit Passagieren, die auch mit uns von Antwerpen abgefahren sind, zufolge der Seekrankheit aber nie haben ihre Kabine verlassen können.

Wir gehen die Hauptpalmenallee hinan, biegen rechts in eine Nebenstrasse ein und befinden uns unerwarteterweise vor einem Kaffeestall. Was ist denn das für ein Unding ?

In peinlich saubern Boxen sind zehn Kühe untergebracht. In einiger Distanz hinter diesen Kühen ist eine Mosaikterrasse. Da kann man sich in Lehnstühlen an Marmortischchen gütlich tun. Durch Zeichen bestellten wir beim torreadorähnlichen Padrone kuhwarme Milch. Der Padrone bringt uns auch eine Art von Riesenhavannazigarre. Drei Männer umspannten den Bauch ihr nicht. Es beschleicht uns ein unheimliches Gefühl. Wie wird er mit uns zu Gerichte gehen, wie wird die Rechnung sein ? Wir reiben in internationaler Sprache den Daumen gegen den Zeigefinger und der Padrone bringt einen unheimlich langen Streifen Papier, auf den er umständlich zu schreiben anfängt. Endlich hört er auf und die Rechnung beträgt für jeden einzelnen zirka 90 Rappen.

Die muhende Sirene ruft uns aber bald wieder an Bord und weiter rasselt das Schiff nach Dakar (Senegal) und weiter bis zur Sierra-Leone. Freetown heisst die Hauptstadt mit ihren vielen Kirchen und Kapellen.

Hätte es denn nicht genügt, diesen Negern das reine Christentum zu bringen ? Was brauchen alle diese englischen Sekten die ganze Konkurrenz in Christo dahin zu bringen und aus diesen Negern -aner, -isten und andere -misten zu machen ?

Lebewohl Freetown, Freistaat der englischen Sekten ! Wir fahren nach Liberia. Unser Steamer wirft in der Bucht von Monrovia Anker. Was will denn dieser schwarze Hotelportier mit seinem Degen hier an Bord ? Man bekommt ordentlich Angst, wenn man Leute mit Waffen sieht, ohne dass sie damit umzugehen wissen. Doch beruhigt euch, es ist nur der Postmeister von Monrovia.

« Kauft ihm nur Briefmarken und Ansichtskarten ab, » empfiehlt uns der Kapitän, « vertraut ihm ja keine Korrespondenz an, sie könnte zu leicht in Monrovia bleiben; denn ihr müsst euch nicht wundern, unter den Marken, die ihr ihm abkauft, welche zu finden, die nicht mehr so recht kleben wollen, weil sie schon einmal geklebt gewesen sind. »

Wir kauften also dem Postmaster Marken und Karten ab, übergaben sie aber dann zur Weiterspedition dem Vertreter unserer Schiffsgesellschaft, einem englischen Gentleman.

An Gand-Bassam vorbei steuern wir nach Banana, und eines schönen Morgens weckt uns ein Kanonenschuss. Schlaftrunken gucken wir durch unser Kabinenfenster hinaus und erblicken eine feenhafte Tropenlandschaft. Die Bananenwälder von Banana. Der erste Eindruck ist märchenhaft, bald aber mischt sich dem ein dunkles Ahnen bei, als hätte man das schon irgendwo gesehen. Dies ist der Fluch unserer illustrierten Zeitschriften und Kinos. Man hat eben alles schon einmal gesehen.

Mit der Flut hupfen wir über die Sandbank, man hört es noch ordentlich knirrschen und sind nun in Kongo.

Hier ist also das Land unserer künftigen Tätigkeit! Was wirst du uns noch bringen? Ist es nur die Hitze, die dich so drückt?

Boma. Hier soll bestimmt werden, wohin ein jeder kommt.

Einstöckige Häuser mit breiten Veranden, leider aber nur von den so gefährlichen Blechdächern überdacht, die während der Mittagssiesta mit ihrer Glut den Schlafenden wecken. Wieviel zweckdienlicher sind doch die gewöhnlichen Pflanzendächer, wie man sie im Oberkongo hat! Sie sind primitiv und sehen sogar vielleicht etwas negerhaft aus, sind aber dafür der Gegend angepasst. Bevor man die europäischen zivilisatorischen Fortschritte in Anwendung bringen kann, sollte man eben sehen, ob sie zu dem betreffenden Klima passen.

Jetzt, wo wir gerade von Europa landen, kommen uns diese Zentren klein vor. Welch andern Eindruck machen sie dann aber, wenn man vom Oberkongo zurückkommt! Wie gross bist du inzwischen geworden, du kleines Boma, trotzdem vielleicht inzwischen kein neues Haus zu den alten gefügt worden! Wie kommst du uns dann so europäisch und komfortabel vor!

Trotz einer speziellen Empfehlung unseres Konsuls an das Generalgouvernement konnte ich doch nicht in Boma bleiben, sondern die Bestimmung für das Innere, die Mongala, blieb unerschütterlich bestehen.

Wir kehren auf unsern lieben grossen Dampfer zurück, und er führt uns den nächsten Tag den Strom hinauf durch den Hexenkessel nach Matadi, den Friedhof der Weissen.

Matadi, richtiger Matari, heisst in der fiotischen Negersprache Stein, Felsen, und Bulamatari ist derjenige, welcher den Donner (Bula) in die Felsen gebracht hat, der Felsendonnerer, der Felsensprenger. So hiess erst Stanley selbst; es wurde aber dann dieser Name auf Leopold II. als den Vertreter des Staates und auf den Kongofreistaat selbst übertragen. Das Wort Bulamatari simpelte also dann zu einer gewöhnlichen Bezeichnung herunter, die einfach den Staat von den Handelsgeschäften unterschied. Das Wort Bulamatari hat mir immer als ein wuchtiges, wohlklingendes Wort imponiert.

Auch hier finden wir einen getreuen Landsmann, der uns freundlich mit Rat und Tat, d. h. einem kühlen Trunke empfängt. Eine kleine schwächliche Gestalt, aber mit desto grösserer Energie. Zu meiner grossen Freude habe ich dann später vernommen, dass er diese Krematoriumstemperatur während seinen ganzen drei Jahren glücklich überstanden hat.

Eine wahre Erlösung für die armen gedrückten Neger des Unterkongos ist die Eisenbahn, die von Matadi durch das Katarakten-Gebiet nach Leopoldville führt. Kurz nach Matadi steigt diese Bahn in die Felsen hinein. An einer Stelle führt sie auf einem schmalen Felsenband Hunderte von Metern über den tosenden Stromschnellen hin.

Vor dem Bestehen der Eisenbahn dauerte die Karawanenreise von Matadi nach Leopoldville 21 Tage, also ebensolange wie die Seereise von Antwerpen nach Matadi. Der Karawanenweg soll leicht zu finden gewesen sein; brauchte man ja nur den Menschen- und Tierskeletten nachzugehen. Manch Weisser und manch Schwarzer haben da ihr Leben gelassen, und es sollen die Negerrassen des Unterkongos wohl zufolge der unerhörten Karawanenstrapazen jetzt so klein und verkümmert sein. Waren sie doch nur für eine einzige Hin- und Rückreise zwei Monate von zu Hause fort und mussten bei mangelnder Pflege die unmenschlichen Strapazen des Trägers mitmachen.

Endlich die Endstation! Wir sind in Leopoldville, im Stanley-Pool.

Nun liegt eine unermesslich lange Strecke des Stromes vor uns, die fahrbar ist. Aber wenige hundert Meter unterhalb Leopoldville hörte man einen der bedeutendsten Katarakte donnern. Manches Schiff ging da zugrunde und mancher Pionier der Zivilisation hat da sein Leben gelassen. Ein für Kongoverhältnisse grosser und starker Schraubendampfer begleitet da die abfahrenden Boote so weit, bis die starke Strömung und die Gefahr, in die Skylla und Charybdis der Katarakte hinuntergesogen zu werden, aufhört. Es ist der De Kempenaar.

Ein skandinavischer Schiffskapitän, der die Reise ohne den De Kempenaar antrat, musste sein Leben lassen. Zuerst schien die Fahrt gut zu gehen, bis plötzlich die Maschine nicht mehr kräftig genug gegen die Strömung ankämpfen konnte und das Schiff unter den Augen seiner am Ufer versammelten Kameraden gegen den Katarakt hinuntersauste. Seine Kameraden, meistens seine Landsleute, die ihm sicher geholfen hätten, wenn es in ihrer Macht gelegen, da ja ein Skandinavier den andern nie im Stiche lässt, waren vollständig macht- und ratlos. Alles was sie tun konnten, war, den letzten Gruss ihres todgeweihten Kameraden, den letzten Gruss, den er ihnen noch mit der Dampfsirene und der Flagge zusandte, mit Tücherschwenken zu erwidern. Man hat von dem Schiff und seiner Besatzung nichts mehr wiedergefunden. Der schwarze Riese Kongo mit seinen übereuropäischen Wassermassen hatte sie verschlungen.

Da droben auf der Ebene exerzieren schwarze Kongo-Soldaten, und ich muss gestehen, dass sie einen etwas martialischeren Eindruck machen, als z. B. die Liberianer. Exerzieren ist für sie ein Vergnügen, keine Pflicht, nennen sie es doch nur Exerziertanz, kobina exercicio, und das Ganze muss schneidig vonstatten gehen. Hinter dem Rücken der Weissen übertreiben sie es sogar noch gern; denn damit sie einen richtigen Gewehrgriff « schmettern » können, machen sie die Lager, in denen der Ladestock liegt, wenn möglich noch etwas loser.

« Brust raus! Schultern zurück! Bauch rein! » — das alles braucht man diesen Brüdern nicht zu sagen. Das liegt schon in ihrer Natur.

Hier oben treffe ich wieder einen lieben Landsmann, dem ich Grüsse von andern Landsleuten bringe. Er ist, was er jedenfalls in Europa nicht gewesen ist, Gefängnisdirektor, und zu seiner Ehre muss ich sagen, er ging mit den gefangenen Negern menschlich um. Trotzdem er da viele schwere Verbrecher hatte, wie man sie sich in Europa gar nicht denken kann, solche, gegen welche Leichenschänder nur Gefühlsmenschen sind, vergass er nicht, dass für einen unkultivierten Menschen das grösste Verbrechen weniger gross ist, als für den Kulturmenschen das kleinste Vergehen.

Wieviele grosse Verbrechen haben nicht auch Kulturmenschen gerade diesen Naturkindern gegenüber begangen und sind dadurch nur noch berühmt geworden? Neger des Oberkongos haben mir erzählt, dass der grosse Stanley, wenn er sah, dass einer seiner Ruderer, ermüdet von den übermenschlichen Strapazen, für einen Augenblick das Rudern einstellte, er ihn einfach vom Kahn herunterschoss. Und trotzdem habe ich ihn auf der Hochebene von Leopoldville nicht im Gefängnis angetroffen. Er war eben berühmt geworden.

Unten am Landungsplatz liegen Tausende von länglichrunden Bastkörben, und ich frage einen Weissen, was das wohl sein mag.

« Bist wohl ein « Bleu », nicht wahr: denn jeder, der auch nur die kürzeste Zeit hier ist, weiss, was das ist. »

Es ist Gummi, der grosse Mammon des Kongos, vor dem ich später gelernt habe, Achtungstellung einzunehmen, so sehr wird er einem als begehrenswert und wertvoll geschildert und dessen Masseneintreibung als einzigster Lebenszweck eines würdigen Beamten des Kongofreistaates dargestellt.

Unermessliche Reichtümer lagen da aufgestapelt, und erst nach Monaten konnte ich mir einigermassen einen Begriff machen von den Reichtümern, welche da auf offenem Stapelplatz in Leopoldville lagen.

Auch Elfenbein war da verladebereit und wartete auf den Transport per Eisenbahn nach Matadi und von da per Schiff nach Europa.

In Leopoldville müssen wir einige Tage auf die Weiterreise warten, waren aber schon an Bord des Stromdampfers einquartiert, und zwar ganz gut.

Also weg von der Begleitung des De Kempenaar, weg von Leopoldville! Volldampf voraus gegen die Strömung.

Eintägliches Einerlei, bis wir die Zone erreichen, wo die Neger noch Wilde und wenig

kulturbeleckt sind, wo die Schneider die schlechtesten Geschäfte machen.

Nun fängt der Aequator-Urwald an! Etwas majestätisch Neues für uns « Bleus », diese Baumriesen, dieses undurchdringliche Blätterwerk. Trauerweidenähnlich tauchen die Riesen, die am Ufer stehen, ihre Aeste in das Nass des Stromes und werden von den Wellen desselben geschaukelt. Hin und wieder taucht eine kleine Lichtung auf, und da steht ein Telegraphenposten, dessen weisser Beamter zu gleicher Zeit auch das Fällen und Herbeischaffen des den Schiffen nötigen Brennholzes überwacht. Die Kongoboote werden nämlich mit Holz geheizt; denn der Transport der Kohlen würde ein Riesengeld kosten, wenn man bedenkt, dass der Transport von einem Kilo irgendeiner Ware nach dem innern Kongo einen Franken kostet; da würde also eine Tonne Kohlen 1000 Franken Transport kosten, und was ist eine Tonne Kohle für Schiffsheizung! Die schönsten aromatischen Hölzer werden einfach ohne viele Umstände in den Rachen dieser Ungetüme der Zivilisation geworfen. Es tat mir leid, zu sehen, wie diese Schätze keine zweckmässige Verwendung finden können.

Solche Rohstoffe waren nicht interessant. Gott Kautschuk mit seinem ersten Propheten Elfenbein brachte allein schon soviel ein, dass für Handelsgesellschaften, welche mit einem Kapital von einer halben Million gegründet waren, der Gewinn jährlich 12mal das Kapital überstieg.

Welch üppige Vegetation unter dem Aequator! Sonnenglut, doch regelmässige Mittagsgewitter rufen eine für den Europäer phantastische Vegetation hervor. Kommt es doch vor, wenn man Palisaden aus weichem grünem Holz herstellt, diese wieder Wurzeln schlagen und grüne Zweige treiben. Es ist dies keine Aufschneiderei, wohl aber wieder ein Beweis dafür, dass, wenn der alte Afrikaner die einfache Wahrheit erzählt, man es ihm nicht glaubt.

Endlich, und anderseits doch wieder zu früh, kommen wir in Mobeka, der vermutlichen Endstation meiner Stromfahrt, an. Händedrücken! Auf Wiedersehn! Gute Gesundheit! — um uns dann nachher unerwarteterweise auf freundliche Einladung hin an der Tafel des Postenchefs zusammenzufinden bei Wildschwein, Antilope, Tropengemüse und auch einigem Nass.

Ich bekomme aber die Order, mit dem Dampfer noch drei Tagereisen den Strom hinaufzufahren bis Lissala, dem Truppenexerzierplatz.

Der langweilige Urwald

Am Landungsplatz unten sah ich einige wild aussehende Wilde, Lendentuch um die Hüften und auf dem Kopfe ein Pantherfell, das mützenähnlich gewunden ist und dessen Schwanz lang über den Nacken herunterfällt. Papageienfedern vollenden den Schmuck. Ein von der Tätowierung ganz zerhacktes Gesicht ergänzt noch das sonst so kriegerische Aussehen dieser Brüder. Ich muss gestehen, dass mir diese unerwarteten Erscheinungen einen vorerst unheimlichen Eindruck machten. Sie sollten mich und meinen Hauptmann mit der nötigen Anzahl schwarzer Träger nach meinem vermutlichen Bestimmungsposten bringen. Es waren Häuptlinge aus Gali.

Am nächsten Tage aber sollte ich glücklicherweise schon erfahren können, dass ihr Aeusseres schrecklicher war als ihr Inneres. Es waren im Grunde genommen scheue, vielleicht etwas ungezogene Kinder, welche gekommen waren, um zu sehen, wie ihr neuer Lehrer, d. h. Postenchef und Vorgesetzter, aussehe; denn diese Leute urteilen nach dem ersten Eindruck. Wie mir noch am ersten Abend der Hauptmann mitteilte, waren sie scheint's mit diesem ersten Eindruck zufrieden.

Und dann: « Par le flanc droit, en avant, marche! » hinein in den Urwald.

Einmal links drehen, einmal rechts drehen, dann wieder einmal links, dann wieder einmal rechts, um einen Baumstamm herum, unter einem Baumstamm durch, über einen Baumstamm hinweg, dann aufpassen, dass man nicht über Baumwurzeln purzelt und, sollte dich nach einer Stunde jemand fragen, wie du heissest, so brauchtest du sicher einige Sekunden Ueberlegung, bevor du antworten könntest.

Beim Mittagshalt frage ich den Hauptmann: « Wann kommt denn endlich einmal eine Aenderung in diese Gegend? Wann kommen wir wieder einmal zu einer grossen Lichtung oder einer Ebene?» — Da bekomme ich die tröstliche Antwort: « Nach drei Jahren! » Ich war also unwiderruflich verurteilt, drei volle Jahre im Aequatorwalde zu leben. So muss es ungefähr einem zum Tode Verurteilten zumute sein, wenn er zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt wird.

Im Negerdorfe Gali bekomme ich einen Boy, ein aufgewecktes, kleines Kerlchen. Er begreift ein wenig französisch und versteht daneben auch meine Gesten und Zeichen mit affenartiger Behendigkeit. Sofort gebe ich ihm den gut berndeutschen Namen «Chrigu».

Wie ich mich häuslich einrichten will, kommt plötzlich ein Befehl, der mich nach Likingi beruft. Also wieder hinein in den Urwald, mit Chrigu, meinem Boychen und einem schwarzen Unteroffizier als Führer.

Der Negertelegraph

Am Abend, Halt in einem Negerdorf. Es war dies das erste Dorf in der Butscha-Gegend; da war mein kleiner Boy beim Häuptling Sklave gewesen. Bei einem Gefecht mit einem Stamme, welcher die Gegend von Gali bewohnte, hatten die Budscha den kleinen Bengel gefangen genommen, und er war Sklave des Häuptlings geworden.

Es sei aber sofort bemerkt, dass Chrigu seinen ehemaligen Herrn und Meister ganz freundlich begrüsste und mir zu verstehen gab, dass er eigentlich ganz gut behandelt worden sei. Chrigu, der, trotzdem er nur Sklave gewesen war, doch eher als der Sohn oder wenigstens der Schützling des Häuptlings galt, bekam von demselben für mich auch bald frische Eier, Hühner und alles, was das Dorf an Essbarem bot. Was da Chrigu nicht alles erzählt haben muss, weiss ich noch jetzt wirklich nicht. Auf alle Fälle muss er über meine Kenntnisse furchtbar aufgeschnitten haben; denn die ganzen und halbganzen Kranken und Lahmen des Dorfes kamen zu mir und verlangten Medizin. Ich half, so gut ich konnte, indem ich die Lahmen wieder sehend und die Blinden wieder gehend machte.

Aus Dankbarkeit teilte dann auch der Häuptling durch das Gong dem nächsten weissen Postenchef durch Vermittlung eines entfernteren Häuptlings, welcher dieses eingeborene Telegramm aufnahm, mit, er möchte mir einige Träger mit einer Tragmatte entgegenschicken, denn ich sei etwas schwach geworden. (Ich litt an Akklimatisationsfieber.)

Mit meinem Prinzip, dass die Schwarzen auch Menschen seien und trotz ihrer primitiven Kultur doch auch eben eine Kultur haben und man also auch noch vieles von ihnen lernen könne, kam ich immer mit ihnen gut aus.

Wer mit dem Grundsatze reist, er müsse vor allem aus erst hören und sehen, bevor er zu erzählen anfängt, wie es bei uns zu Hause sei, der lernt es, sich mit jedermann zu verständigen.

Viele Weisse sind so naiv, das Tamtam und das Gong der Neger einfach als ein störendes Lärminstrument anzusehen. Ich glaube aber kaum, dass der beste europäische Paukist seiner Pauke oder Trommel wirklich Laute zu entlocken imstande sei. Das Gong ist ein gewöhnlicher, ausgehöhlter Baumstamm. Je nachdem aber, dass man mit der Hand oder mit dem Schlegel mitten oder mehr auf der Seite des Gonges schlägt, kann man ihm nicht nur verschiedene Töne, sondern direkt auch verschiedene Silben und Laute entlocken, wie z. B. den Kriegsruf der Budscha: «Babu — bude — bude — bude — bude — bude — bude — babu — babu.» Krieg — schnell — schnell — schnell — schnell — schnell — schnell — Krieg — Krieg. Man hört nicht nur die Vokale, sondern auch ganz deutlich die Konsonanten heraus.

Trotzdem ich mit den Eingeborenen auf gutem Fusse stand, gelang es mir nie, ein weiteres von ihrer Gongsprache ihnen zu entlocken, als den eben angeführten Kriegs- und Sammelruf der Budscha. Ein Häuptling, mit dem ich Blutsbruderschaft gemacht hatte, hatte mir denselben als Notruf mitgeteilt.

Beim Tamtam, einer Art von Trommel, je nachdem sie es mehr oder weniger zwischen die Knie pressen oder mit der einen Hand das Fell mehr oder weniger anziehen und an verschiedenen Stellen schlagen, kommen auch verschiedene Laute heraus, die weithin schallen und von einem Dorf zum andern regelmässig übergeben werden.

Auf alle Fälle hatte ich einen klaren Beweis dafür, dass dies existiert, indem ich auf halbem Wege die verlangten Träger mit der ersehnten Tragmatte vorfand. Es sind wohl Wilde, ja sogar Menschenfresser, aber dennoch auch fühlende und denkende Menschen.

Der Freund im Kochtopf

Im Nachbarposten wurde ich aufs beste empfangen. Der Posten mit seinen riesigen Gummipflanzungen und seinen nach Kongobegriffen schönen und breiten Strassen war eine wahre Oase in der Wildnis.

Es fiel mir auf, dass der Weisse meinem Boy und meinen Soldaten auf «Bangala», der dort geläufigen Negersprache, speziell wichtige Anempfehlungen machte, welche ich

damals noch nicht verstand. Auch riet er mir selbst noch an, ja auf der Hut zu sein, da ich jetzt in diejenige Gegend kommen werde, derentwegen die Mongalazone unter « Régime spécial militaire » (Belagerungszustand) sei.

Der nächste Halt und zugleich das Nachtquartier war in einem Dorfe an der «Nioka». Wenige Tage später sollte ich auch erfahren, dass dieses Dorf besonders bulamatari-feindlich sei. Es wurde nämlich auf Befehl des Kommandanten von schwarzen Soldaten unter Führung eines Militäragenten (weisser Adjutant-Unteroffizier) umzingelt und die Eingeborenen nach Likingi deportiert und zwangsweise beim Posten angesiedelt. Ich war in Likingi, wie diese «Bukangana» ankamen, wie wohl dereinst das Volk Israel in Babylon; auch ihre Gefässe und Utensilien hatten noch die altherkömmlichen, altehrwürdigen, alttestamentlichen Formen.

Doch wieder in unser Nachtquartier zurück. Nach langer, schlafloser, nicht endenwollender Mondscheinnacht geht es am Morgen über die Nioka und durch lange Sümpfe mit ihrem Fieber- und Modergeruch nach Likingi.

Hier wieder eine neue Heimat! Es fiel mir sofort auf, dass dieser Posten von Palisaden umgeben war, nur die Vorderfront des Hauses freilassend, doch auch nur so, dass dieses wiederum leicht verbarrikadiert werden konnte. In allen vier Ecken der Palisaden waren Türme angebracht und reichlich mit Munition versehen. Doch war bei meiner Ankunft die grösste Gefahr schon etwas vorbei.

Vor wenigen Wochen war der Postenchef des Nachbarpostens (nur eine halbe Tagreise entfernt) getötet und zerstückelt worden, und nur der Zufall, welcher gerade einen Militäragenten zu Besuch dorthin führte, liess die Schandtat entdecken. Der schwarze Unteroffizier, der an der Spitze der Kolonne schritt, liess plötzlich unerwarteterweise die Kolonne halten und meldete dem weissen Führer, dass Negerweiber daherkämen mit Stücken vom Leichnam eines Weissen. Er fand so seinen Freund, den er besuchen wollte, in kochgerechtem Zustande und entdeckte infolgedessen eine grosse Verschwörung, welche gegen sämtliche Weisse der ganzen Budschagegend gerichtet war.

Dem Verstorbenen hatten die Neger eigentlich nach Abmachung Gelegenheit zur Flucht geben wollen, d. h. sie hätten ihn unter sicherem Geleit bis in die Nähe eines Postens gebracht, der nicht in der Budschagegend war. Ein verrückter Eingeborener, welcher nicht völlig ins Komplott eingeweiht war, hatte ihn von hinten mit einem Negerbeil getötet, und so musste der Tod desjenigen, welcher allein hätte am Leben bleiben sollen, das Leben aller seiner todgeweihten Kameraden retten.

Ein neuer Dissenterieanfall hielt mich wieder einige Zeit im Bette fest, sollte aber doch gut für mich sein; denn der Kommandant, welcher gerade zur Inspektion des Postens kam, bestellte mich nach einigen Tagen in seine provisorische Residenz.

In der Residenz des Kommandanten fand ich sehr kameradschaftliche Aufnahme. Der Kommandant war ein tüchtiger, lebhafter, energischer, intelligenter und gebildeter Offizier. Wie oft spazierten wir nicht bis spät abends im Posten auf und ab und unterhielten uns in nettester Weise! Sprach er auch nicht fliessend deutsch, besass er doch, trotzdem er Wallone war, einen so grossen deutschen Vokabelnschatz, dass er mir jeden gerade abhanden gekommenen Ausdruck vom Deutschen aus treffend ins Französische übersetzen konnte. Dieses unerwartete Sprachverständnis findet man übrigens bei Belgiern oft.

Damals (1905) waren in der Erinnerung der Weissen noch die Zeiten lebendig, wo die Budscha oft die Posten angriffen. Ein kriegerisches Volk, welches, wenn auch auf unmenschliche Art, doch für seine Freiheit kämpfte. Wie sie es fertigbrachten, sich in der Dämmerung dem Posten zu nähern, trotzdem er wohlbewacht war, ist unerklärlich. Eine Tatsache ist, dass sie bis in nächste Ruf-, ja Sprechweite kamen und mit verstellter, weiberhafter Stimme ankündigten, sie würden bei Morgengrauen den Posten angreifen, um den Weissen oder doch wenigstens seinen Boy zu töten.

« Wir kommen nicht während der Nacht, schlafe noch ruhig, Mondelle (Weisser); denn Nachtkampf ist gut für Weiber und Weisse. Wir kämpfen bei Tage! » Das heisst in der Bangalasprache: « Lobi na tongo pensa bissu aye na kubuma soko yo, soko boy na yo. Bissu aye na butu te, gulala malamo, mondelle. Tumba na butu po na bissu te, oio po na moasi na mondelle. Bissu kubuna na moi! »

Und sie kamen dann auch sicher, wie angekündigt. Manch Weisser und manch getreuer Neger haben so direkt oder indirekt zufolge der Entbehrungen, die sie während der Belagerung ertragen mussten, für « ein »

Vaterland, in den wenigsten Fällen für « ihr » Vaterland das Leben lassen müssen.

In Yambata war ich einige Zeit Sekretär des Kommandanten. Schöne Tage! Dann musste ich plötzlich in nördlicherer Gegend einen Posten übernehmen, wo sich die unglaublichsten Romane abgespielt hatten. Er war provisorisch von einem Militäragenten befehligt und verwaltet worden. Viele und interessante Arbeit und ein gutes Glas Wein mit angenehmem Gespräch verkürzten einem in Yambata die Zeit. Wie oft hätte Schreiber dies nicht gerne getan, was er nun tun kann und will, nämlich zu einem ganz kleinen Abendschoppen gehen! Das Bier hat aber dort denselben Wert wie hier eine Flasche Champagner. Es war ein Luxus und dabei mundete es nicht einmal. Nur speziell salizylhaltige Biere konnten sich halten und einigermassen getrunken werden. Um den Lesern so einen kleinen Geschmack von diesem Bier zu geben, will ich folgendes Rezept beifügen: Man nimmt einen Liter nicht zu guten Bieres, wärmt es auf und lässt es während einer Nacht in unverkorkter Flasche auf gutgeheiztem Ofen stehen und trinkt es am Morgen bei trüber Katerstimmung nicht zu grosszügig, sondern in kleinen Geniesserschlückchen. Man kann sich so ungefähr vorstellen, wie dieses Bier schmeckte.

Ungern verliess ich den Kommandanten. Mit ihm waren freie, aufrichtige Diskussionen möglich gewesen, ohne dass ich die Worte auf die Goldwage zu legen brauchte.

Ehrenwort an Kannibalen

Also wieder einmal fort! Einer neuen Bestimmung entgegen! Die Reiserei war mir nun ordentlich zuwider. Noch vor einem Jahr war der nächste Posten, Mandika, von kriegerischen Budscha während vier Wochen belagert gewesen. Jetzt aber war die ganze Gegend unterworfen. Gewalt hatte die Oberhand gewonnen. Aber doch hörte man von Schwarzen noch oft die Frage: « Warum seid ihr denn gekommen? Wir haben euch doch nicht gerufen! »

Bei dieser Unterwerfung war aber nicht immer in einer der Weissen würdigen Weise vorgegangen worden.

Ein Offizier liess z. B. in der Angelegenheit des zerstückelten Weissen einen grossen Budschahäuptling vor sich beordern und gab ihm das Ehrenwort, dass er frei werde wieder zurückkehren können. Dieser Häuptling hatte ein freies Auftreten und sagte

offen seine Meinung heraus. Der Offizier verstand aber dieses Naturkind nicht und bildete sich ein, einen Rekruten vor sich zu haben. So war ihm dieser freie Mann zuwider. Er brachte es schliesslich fertig, in ihm den Hauptschuldigen des Ueberfalles zu sehen, liess ihn trotz seines gegebenen Ehrenwortes verhaften und in die Hauptstation des Distriktes abführen, wo er zum Tode verurteilt und, ob dort oder im Unterkongo, das weiss ich nicht mehr genau, gehängt wurde.

Ein anderer Offizier, welcher die Angelegenheit beobachtet hatte, soll diesen ehrenwerten Herrn in Europa auf offener Hotelterrasse deshalb zur Rede gestellt und geohrfeigt haben. Es folgte ein Duell. Trotzdem es sich nur um das einem Kannibalen gegebene Ehrenwort handelte, war es doch korrekt und der Mühe wert.

Im befestigten Nachbarposten freundliche Aufnahme. Nach dem Nachtessen wohnen wir im nächstgelegenen Budschadorfe in mondheller Tropennacht den Tänzen der Eingeborenen bei. Es sind dieselben Wilden, welche vor wenigen Monaten dem Posten so gefährlich gewesen waren.

Am nächsten Morgen : « Par le flanc droit, en avant, marche ! » und nach wenigen Schritten wieder in den Urwald mit seinen schlecht gebahnten Pfaden. Trotz allen Aufpassens schlägt einem unerwarteterweise ein Zweig ins Gesicht oder man stolpert über eine Baumwurzel. Wiederum diese betäubende, verdummende Wirkung des Vordringens auf engem Urwaldfussweg.

Wer glaubt, dass der Urwald dem Neuling, der in Karawane reist, soviel Neues biete, ist auf dem Urholzwege. Es sind immer die gleichen Baumarten. Von schön gefiederten Vögeln ist nichts zu sehen. Nicht einmal einen gewöhnlichen Affen kriegt man zu Gesicht. Schlangen erblickt man zunächst auch keine. Man hört wohl zwitschern, man hört wohl klagende oder lachende Laute, aber man weiss sie nicht zu deuten. Man muss unstreitigerweise längere Zeit in Afrika geweilt haben, ehe man ausser den im Kongostrom wimmelnden Krokodilen und Flusspferden etwas anderes zu Gesicht bekommt. Viele Tiere stellen Wachen aus. Kennst du ihren Wachruf nicht, weisst du nicht, wohin du gerade gucken musst, um etwas zeitig zu Gesicht zu bekommen? Dieser alberne Lachlaut z. B. rührt von einem Orang-Utang-Horchposten her. Kennst du den Laut, so kann dein Auge noch eben flüchtig den Ent-

„Ja, ich hatte gestern allerhand zu schreiben, und da ist es wieder spät geworden."

„Warum haben Sie sich noch keine *Remington Portable* angeschafft? Sie wären mit dem Schreiben viel schneller fertig geworden."

Diese wundervolle kleine Schreibmaschine ist eigens für den Privatgebrauch geschaffen. Sie hat dieselbe Tastatur und Schrift, wie die grossen Bureaumaschinen, ist aber so klein, dass sie im Büchergestell oder Schreibtisch Platz hat, so leicht, dass Sie sie überallhin auf die Reise mitnehmen können.

Die *Remington Portable* ist das Erzeugnis der ersten und ältesten Schreibmaschinenfabrik der Welt — Fachleute bezeichnen sie als leistungsfähigste und handlichste aller Klein-Schreibmaschinen.

Einen interessanten Prospekt Sp. 1 über die Remington Portable erhalten Sie kostenfrei und unverbindlich auf Anfrage bei

Anton Waltisbühl & Co.
Zürich Bahnhofstr. 46

wischenden erhaschen. Warum schaukelt diese Palme so sehr? Du unerfahrener weisser Neuling denkst, es sei der Wind. Der Schwarze aber, mit seiner natürlichen Beobachtungsgabe, bemerkt, dass diese Palme mehr schaukelt als die andern nur vom Winde bewegten Bäume und er wird in der Krone einen Leoparden erblicken. Was bedeutet dieses hässliche Gekrächze hoch in der Luft? Der Neuling ahnt es sicher nicht. Es ist ein Flug Papageien; denn die wilden Papageien wissen nicht, dass sie aus Höflichkeit eigentlich « Was kommt dort von der Höh' » pfeifen sollten, nur um sich zu erkennen zu geben. Dieses blitzschnelle kurze Rascheln im Gebüsch zeigt an, dass sich hier eine Schlange flüchtet. Dann sind auch viele Vertreter der afrikanischen Fauna von kleinen Vögeln begleitet, von deren Gegenwart aus man auf diejenige ihres grossen Gefährten schliessen kann.

Die meisten Tiere flüchten überhaupt von weitem beim Herannahen der Karawane. Es gab in der Gegend, wo ich war, nur ein einziges Tier, welches den Menschen ungereizt angriff. Es war der Büffel.

Von links nach rechts, von rechts nach links, um einen Baumriesen herum, hinauf, hinunter, trocken und nass, so führt uns der Weg. Man ist in seiner Betäubung schon ganz glücklich, wenn man keine Sümpfe zu durchqueren hat. Wir kommen nun aber doch an einen grossen Sumpf. Doch siehe, welch Glück! Ein unbekannter Kamerad hat darüber — nennen wir es eine « Brücke » geschlagen. Es sind eingerammte Baumstämme, mit längs und quer gelegten Hölzern, auf welche er dann sogar noch hat Erde ausschütten lassen. Einfach eine Prachtskonstruktion! Was aber das Schönste ist, wenige hundert Meter hinter der Brücke und hinter dem breiten Weg kommen wir auf ein grosses, gelichtetes Viereck, in dessen Mitte ein freundlich einladendes weisses Haus steht, dessen Veranda von weissen Säulen umgeben ist.

Ein beweglicher junger Weisser ritt mir entgegen; es ist der Postenchef. Monatelang hat er keinen andern Weissen mehr gesehen. Bevor er sich nur vorgestellt hat, heisst er mich schon herzlich willkommen und fasst mich beim Arm, so gross ist seine Freude darüber, dass er wieder einmal einen zivilisierten Menschen sieht.

Nach monatelangem Schweigen kann er sein Mundwerk nicht leicht zur Ruhe bringen. Er langweilt mich aber nicht, sondern ich höre ihm gern zu. Pflücke ich doch die Redefrüchte monatelang gepflegter Gedankenblüten.

Hier bin ich herzlich empfangen und aufgenommen und endlich von meinem nie endenwollenden Unterleibsleiden geheilt.

Spät kommen wir erst zu Bett und doch stehen wir wieder früh auf. Er zeigt mir seinen schönen Posten, im Gefühl, als sei er der Besitzer; denn während vier Monaten war er Alleiniger, unumschränkter Herrscher und hat, glaube ich, ganz vergessen, dass es über ihm doch mindestens noch einen « Bula matari » gebe.

Die Glocken von Corneville im Urwald

Nach üppigem Male und wohlgestopfter Pfeife finde ich, dass uns nichts mehr fehle als etwas Musik. Ein gemeinsames Lied können wir ja nicht anstimmen, da er belgische und ich schweizerische Lieder singe. Doch da fällt ihm ein, dass er einen mir noch völlig unbekannten Schatz besitzt. Worin mag denn dieser wohl bestehen? Es ist...??? höre, sehe und staune — eine ganz einfache «Spieldose» schweizerischen Fabrikats, welche auch bekannte Weisen spielte.

Welch herrliche Musik drang da nicht aus dem alten Kasten hervor! Es waren zwar alte, aber gerade deshalb so beliebte Weisen. Und wenn es auch nur gewöhnliche Gassenhauer waren, so waren es doch mal wieder Heimatklänge. Die « Ubi bene, ibi patria » Stimmung hält eben auf die Länge doch nicht stand.

Ja, es kommen Momente, in denen du wünschest, du wärest nie gereist, sondern immer zu Hause geblieben. Du möchtest den schollenfesten Bauern beneiden, der immer zu Hause geblieben ist, immer bei seinen alten Ansichten und Gewohnheiten, dabei aber er selbst und ein zielbewusster Charakter geworden und geblieben ist.

Kehrst aber du, vielgereister Mann, zu dir zurück, wirst du auch da wieder fremd sein. Es ist zwar alles beim Alten geblieben und nur du hast dich verändert. Dann fühlst du, dass es heissen sollte: «Ubi patria, ibi bene!»

Da kommt ein Neger. Er trägt an einem Gurt eine als Gefäss dienende ausgehöhlte Frucht. Er bringt uns Palmwein, den ersten, welchen ich zu trinken bekomme. Am Mor-

gen schmeckt er süss, und ich wage es zu behaupten: champagnerähnlich. Mit der zunehmenden Tageshitze aber wird er säuerlicher und alkoholhaltiger und ist dann den Eingeweiden eines Weissen nicht mehr zuträglich.

Bei einigen Gläsern Palmwein, nachdem die Spieldose ihre sämtlichen fünf Weisen mehr mals abgespielt und dann auch abgeleiert hatte, kam unser Gespräch auf Musik. Da stellte es sich dann plötzlich heraus, dass sich mein Kamerad in dieser verlassenen Wildnis zu einem wahren musikalischen exzentrischen Clown herangebildet hatte. Er besass ein primitives Neger-Xylophon, welches auf zwei frischen, liegenden Bananenstämmen ruhte und das er sich etwas nach europäischem Muster zugeschnitten und zugestimmt hatte. Auf mehr oder weniger mit Wasser gefüllten Flaschen spielte er die Glocken von Corneville in meisterhafter Weise.

Diese schönen Stunden glichen am besten denjenigen, die ich auf der Orgel meiner Vaterstadt erlebte, wenn ich am Abend aus der nahen Universitätsstadt, von schweren seelischen und materiellen Sorgen gedrückt, zurückgekehrt, so recht meinen Kummer vom Herzen wegspielte.

Hier in Gongo hatte der Heimatlose wieder für einige Tage etwas Heimat gefunden. Noch jetzt ist die Erinnerung lebhaft.

Ich fing da auch an, die verschiedenen Physiognomien der Neger voneinander zu unterscheiden. In der ersten Zeit findet man nämlich keinen Unterschied; ein Neger gleicht zu sehr dem andern.

Negermusik

Nach einigen Tagen Ruhe wurden wir in unserer Stille durch die Ankunft der Karawane des Kommandanten gestört. In entgegenkommender Weise hatte er mich nach Gongo vorausgeschickt, damit ich mich ein wenig erholen könne. Bis zu seiner Ankunft hatte ich mir vorgestellt, dass das Leben eines kongolesischen Postenchefs schlaraffenhaft sorglos sei. Ich sollte aber bald entdecken, dass, wo Tropensonne, auch Tropenschatten sei.

Ich musste mit dem Kommandanten der Inspektion des Postens beiwohnen. In den Gummimagazinen stellten wir ein grosses Defizit fest. Ich fiel wie aus den Wolken. Die Dankbarkeit meinem Kameraden gegenüber hiess mich schweigen.

(Fortsetzung folgt)

Aus Dschungel und Urwald

Temperamentvoll erzählte Begegnungen, Schicksale und Abenteuer unter dem Tropenhimmel

I. RENÉ GOUZY (übersetzt von W. Sandoz)

Das donnernde Wasser

Erzählungen aus den Urwäldern Afrikas

II. VENTURA GARCIA CALDERON

Das Weinen des Urwalds

Novellen aus Perus Wäldern

III. G. RUDOLF BAUMANN

Der König von Pulu Manis

Zwei Geschichten aus Sumatra

Jedes Bändchen ist reich illustriert und kostet kartoniert **Fr. 3.—**

In jeder guten Buchhandlung erhältlich

ORELL FÜSSLI VERLAG, ZÜRICH

AUS DEM INHALT DER LETZTEN NUMMER

Variété. Erinnerungen von Artisten.

Schleichwege der Liebe. Eine Novelle von W. Grossenbacher. Illustriert von Fritz Traffelet.

Motive der Berufswahl. Von P. Häberlin, Professor an der Universität Basel.

Mit Mann und Ross und Wagen . . . Memoiren von Pierre-Louis Mayer, Bürger von Genf. Deutsch von Rudolf Fischer. Illustriert von Walter Guggenbühl.

Die Sünde gegen das Fleisch. Von Traiteur Karl Seiler.

und vieles andere mehr